Nummer 289 — Donnerstag, 10. Dezember 1925

Berliner Familien-Zeitung

Der glückliche Freier

Von

Victor Helling

Ben Kimballs war sich schlüssig. Er wollte heiraten. Er hatte sich's nun reiflich genug überlegt, an langen Abenden am flackernden Feuer des Diggerlagers, wenn er entspannend eine feine Pfeife geraucht hatte.

Er teilte seinem Kameraden Jim Tintagel den Entschluß mit und erwartete, daß ihn dieser abgebrühtester Ehefeind auslachen würde. Aber der sagte: „Immerzu! Weißt du denn eine? Eine schwarzäugige Dame?"

„Das sagst du, Jim, der du noch vor vierzehn Tagen behauptet hast, es gebe überhaupt nur unglückliche Ehen?"

„Das war damals." Jim Tintagel zog sich bedächtig ein vielfach zusammengeknülltes Stück Bindfaden durch seinen Schnürstiefel. „Seitdem habe ich ein gutes Buch gelesen, das sich mit dem Eheproblem befaßt. Ich bin seitdem davon überzeugt, daß es viel mehr glückliche Ehen gibt, als man denkt. Schon deswegen, weil es viel mehr nichtsahnende Gatten gibt, als man glaubt." Und da Ben Kimballs, der so schnellen Gedankengängen nicht folgen konnte, schwieg, denn sein Denken war unbewußt von der Wesenheit der Wildnis durchtränkt, setzte Jim Tintagel hinzu: „Natürlich muß man Glück haben. Und die Frau Geld. Wenigstens etwas. Wen hast du im Auge?"

„O, man hat mir von einer Farm erzählt . . . ganz hier in der Nähe. Keine sechshundert Kilometer von hier. Da wohnt eine Dame, die drei Töchter hat, und jeder gibt sie 5000 Pfund mit."

„Kann kann das nur die Frau Clure sein", sagte Jim. „Es ist die Farm Estella. Ich erkenne sie genau aus deiner Beschreibung. Und 5000 Pfund sagst du, erhält jede Tochter? Da möchte ich nicht abreisen; denn, offen gestanden, ich habe die Hoffnung aufgegeben, jemals in diesem vermaledeiten Nager auf Gold zu stoßen. Ich hätte nicht übel Lust, mich dir anzuschließen. Wann reist du?"

„Man soll so etwas nicht auf die lange Bank schieben."

„Natürlich nicht. Aber weißt du, daß auch Brown und Collop und Bill Graham morgen das Lager verlassen wollen?"

„Ich habe davon gehört", sagte Ben. „Aber was hat das mit meinem Entschluß zu tun?"

„Merkst du nicht, daß sie nach der Farm Estella wollen, genau wie du? Man darf euch nur etwas

erzählen von drei heiratsfähigen Töchtern, die 5000 Pfund kriegen, gleich läuft ihr wie die Bürstenbinder."

„Der Salzführmann, dem ich den Tip verdanke, meinst du, daß er auch ihnen denselben Tip verraten hat?"

„Das meine ich allerdings. Natürlich hat er das. Warum gingen sie sonst morgen fort? Und gerade drei Mann hoch. Jeder von ihnen will sich eine von den drei Töchtern der Frau Clure holen. Aber deswegen brauchst du die Flinte nicht ins Korn zu werfen. Ich werde mit dir gehen. Wie gut, daß ich meine Schnürschuhe geflickt habe! Du hast Glück, alter Junge! Alles ist Glückssache. Du wirst sehen!"

Am nächsten Morgen brachen sie auf. Sie brauchten nur der Spur von Brown, Collop und Bill Graham zu folgen.

„Willst du etwa auch . . .?" fragte Ben Kimballs, nachdem sie einige fünfzig Kilometer hinter sich gebracht hatten. „Und wäre es dann nicht besser, wir verluchten die drei da vorn zu überholen? Ich meine, es sind doch nur drei Töchter da."

„Mit Ungestüm kommt man nicht ans Ziel", gab Jim Tintagel zur Antwort. „Uebrigens sind hier höchst verdächtige Spuren."

„Was für Spuren?"

„Löwenfährten. Daß du mir ja kein Feuer machst heute abend, Ben!"

„Schlimm", sagte Ben. „So dicht vorm Ziel . . ."

„Es sind immerhin noch fünfhundertvierzig Kilo-

meter. Aber du wirst Glück haben. Verlaß dich drauf!"

Am nächsten Tag stießen sie auf Kleiderfetzen und Knochen. Alles deutete darauf, daß die unglücklichen Wanderer vor ihnen den gelben Bestien zum Opfer gefallen waren.

„Entsetzlich", stöhnte Ben Kimballs.

„Ja, sehr", nickte Jim Tintagel. „Sicher hatten sie Feuer gemacht. Aber du siehst, daß du Glück hast, Ben. Alles ist vorbestimmt. Uebrigens werden die Löwen nun eine Zeitlang satt sein. Tritt leise auf, daß wir sie nicht wecken, denn sie schlafen jetzt im Busch."

„Das ist eine schlimme Vorbedeutung."

„An so etwas darf man nicht glauben. Bist du abergläubisch?"

„Ein wenig wohl", jammerte Ben. Jim ermutigte ihn. Tagelang zogen sie durch Sand und Sonne. Kängurubs hüpften vor ihnen, Züge weißer Kakadus flogen kreischend über sie her. Aber kein Raubtier verlegte ihnen die Straße.

Eines Morgens lag die Farm der guten Frau Clure vor ihnen. Noch zwei, drei Meilen, dann war das Ziel erreicht, und alle Beschwerlichkeiten lagen hinter ihnen.

„Ausgezeichnet", Jim Tintagel rieb sich die Hände. „Jetzt heißt es, Toilette machen. Ich schlage dir vor, Ben, du bleibst hier bei der Lagune. Ich bin, wie du zugeben wirst, der Redegewandtere von uns beiden. Ich werde zuerst in das Haus gehen. Man kann den Leuten nicht zu zweit in die Ihr fallen. Ich werde die Leute auf dein Kommen vorbereiten."

„Eigentlich —"

„Nein, Ben. Stich dir erst die Bluse auf. Wasch dich, ruhe dich aus. Gut Ding will Weile haben, daß mußt du einsehen."

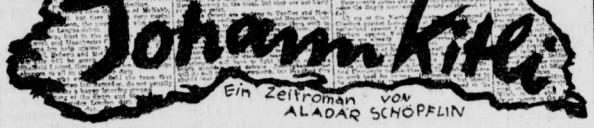
Ben Kimballs machte in der Tat einen häßlichen Eindruck. Die Reise konnte ihm nur gut tun, und mißtrauisch brauchte er nicht zu sein. Es waren drei Töchter da. Wenn Jim auf eine reflektierte, kalkulierte er, blieben immer noch zwei zur Auswahl.

Einen ganzen Tag restaurierte sich Ben Kimballs an der Lagune. Dann kam Jim Tintagel angefahren — wahrhaftig, richtig angefahren, in einem Straußenwagen, einem famosen Dogcart. Ben Kimballs riß die Augen auf, und Jim strahlte über beide Backen.

„Alter Junge!" rief er. „Welch ein Glück! Ich soll dich zum Abendbrot bitten. Die gute Frau Clure, o, sie freut sich, dich zu sehen. Und du wirst auch die Töchter kennen lernen. Nette Kinder."

„Und du? Hast du dich etwa mit einer von ihnen verlobt, Jim?"

„Nee", sagte Jim. „Das hab' ich nicht. Gewiß nicht. Ich, verstehst, Ben — ich habe mit mit Frau Clure verlobt."



Einzigberechtigte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein.

[35. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

XIX.

Die Baronin-Mutter sagte, sie dürfe keine Dummheiten machen, die Sache nicht durch eine derartige Tollkühnheit verderben, aber Baronin Irma beharrte auf ihrem Entschluß:

„Ja, Mutter, ich werde Johann Kitli alles erzählen, das heißt meine Version. . . Früher oder später wird er ohnehin etwas hören, und es ist ein wahres Wunder, daß er nicht schon etwas gehört hat. Es ist besser, er erfährt es von mir, als von anderen. Ich habe ihn so fest in der Hand, daß er das, was ich ihm erzähle, für wahr halten wird . . ."

Am Nachmittag empfing sie Johann Kitli in einem einfachen schwarzen Hauskleid. Ihr Gesicht war blaß und ernst, ihre Bewegungen waren matt und bußfertig, aus ihrem ganzen Wesen entströmten Einkehr und Entsagung, als käme sie von der ersten Kommunion. Johann Kitli sah sie erschrocken an, er fühlte sofort, daß etwas Großes und Entscheidendes seiner harrt.

Sie setzten sich auf den Diwan. Die Baronin fragte ihn still über gleichgültige Dinge aus, stand dann unvermittelt auf, schloß die zu Mutters Zimmer führende Tür, nahm Johann Kitlis Hand in die ihre und begann mit halblauter Stimme, in der Tränen zitterten, endlich zu sprechen:

„Lieber, guter Freund, ich muß mit Ihnen etwas sehr Ernstes besprechen."

Johann Kitli war tiefbewegt. Teils fürchtete er sich vor dem, was kommen würde, teils gefiel ihm außerordentlich, daß Baronin Irma so ernstblaß sei.

„Geschah etwas?" fragte er beunruhigt.

„Nichts geschah. Alles ist, wie es gestern war, nur in meinem Innern ist eine Aenderung vorgegangen. Ich habe heute in meinem Gewissen große Ordnung gemacht. . . Unterbrechen Sie mich nicht, lieber Freund, denn ich kann Ihnen sonst nicht sagen, was ich Ihnen sagen muß. Und es fällt mir, weiß Gott, schon schwer genug . . ."

Sie ließ eine kurze Pause eintreten, als sammelte sie Kraft. Johann Kitli schwieg gehorsam, streichelte nur ermutigend Baronin Irmas herrliche, weiße Hand.

„Sagen Sie, bei Ihrer Seele", begann die Baronin. „Haben Sie über mich nichts gehört? Weder jetzt, noch früher? Etwas über mein Vorleben, häßliche, böse, kompromittierende Dinge?"

Johann Kitli antwortete aufrichtig:

„Ich hörte nichts, weder Gutes, noch Schlechtes. Wohl bekam ich seit unserer Verlobung wiederholt anonyme Briefe, doch ließ ein Gentleman anonyme Briefe nicht. Ich habe sie ungelesen zerrissen."

„Und wenn diese anonymen Briefe die Wahrheit enthalten hätten?" fragte die Baronin, mit unübertrefflicher Anmut in Johann Kitlis Augen blickend.

„Ich weiß nicht, was sie enthielten", antwortete Johann Kitli. „Sobald ich erblickte, daß in den Briefen von Ihnen die Rede war, warf ich sie ungelesen fort."

„Dann will ich Ihnen jetzt die Wahrheit sagen", sprach Baronin Irma kühn. „Was auch immer die Briefe enthalten haben mögen, es waren bestimmt erbärmliche Verdächtigungen gegen mich, doch war an ihnen sicherlich auch etwas wahr. Ich habe tatsächlich eine Vergangenheit, die Sie kennen müssen, wenn ich Ihnen gegenüber ehrlich sein will. Also sitzen Sie jetzt schön still neben mir und hören Sie mich an."

Johann Kitli richtete sich gerade auf, sagte aber:

„Wozu soll ich das? Ich bin auf Ihre Mädchengeheimnisse nicht neugierig. Wenn Sie meine Frau sind, können Sie sie mir einmal erzählen, und wir werden über sie lachen."

„Nein", widersprach Baronin Irma hartnäckig. „Das sind keine albernen Kleinmädchengeheimnisse. Sind sehr ernste Dinge . . fürs ganze Leben entscheidende Dinge. Sie bedrücken schwer mein Herz, ich muß mit ihnen abrechnen, und zwar derart, daß ich sie Ihnen, meinem einzigen Freunde, erzähle, wie schwer auch immer mir dies fällt."

Kitli war sehr zartfühlend, er hatte die Empfindung, daß der Augenblick gekommen sei, sich sehr edel und vornehm zu benehmen.

„Erleichtern Sie sich das Herz", sagte er. „Ich höre Sie an, als Beweis dessen, daß Sie mich Ihres Vertrauens würdig halten."

„Also, ich habe tatsächlich eine Vergangenheit. Es gibt in meinem Leben ein Ereignis, das nicht zuläßt, daß ich mich als ein Mädchen von so tadellosem Ruf fühle, wie dies sein müßte. Es wäre Betrug, erzählte ich es Ihnen nicht."

Sie machte wieder eine kurze Pause, als suchte sie Worte, und winkte Kitli, er möge sie nicht unterbrechen.

„Ich erzähle Ihnen eine traurige Geschichte, doch handelt sie von mir. Sie wissen ja, daß mein Vater vollständig zugrunde ging und meine Mutter Schauspielerin wurde. Ich bin unter Provinzschauspielern aufgewachsen. Sie können sich leicht denken, in was für einer Umgebung und unter was für Einflüssen. Es ist ein wahres Wunder, daß ich meine Reinheit bewahren konnte, und ich kann dies nur dem Umstand erdanken, daß mich die Mutter, soweit wie möglich, vor jedem schädlichen Einfluß bewahrte. Ich bin einsam aufgewachsen, ohne Freundinnen, unwissend. Ich war reserviert, und meine Schicksalsgefährten hielten dies für Hochmut; ich war arm, wurde daher verhöhnt, war schön, wurde deshalb erst recht beneidet und gehaßt. So erreichte ich mein zwanzigstes Jahr, isoliert, einsam, ohne Verständnis, unglücklich. Und um so stärker wurde in mir die Sehnsucht nach Glück, Wärme, Liebe. Da kam ein Mann . . . der erste in meinem Leben, und der letzte bis zu der Zeit, da ich Sie kennen lernte. Er war schön, jung, vornehm und reich und warf auf mich ein Auge. Die Frauen meiner Umgebung, die Mitglieder der Schauspielertruppe, nannten ihn nach, doch schenkte er ihnen nicht die geringste Beachtung. Er wählte mich, interessierte sich ausschließlich für mich. Ich war ein Mädchen, war eitel, und es ist nur natürlich, daß mich diese Auszeichnung schmeichelte. Der Mann interessierte mich auch, war der hervorragendste Mann, den ich bisher begegnet war. Ich brauche darüber nicht viel Worte zu verlieren, ich verliebte mich in ihn, mit der naiven, ersten Liebe eines romantischen jungen Mädchens. Ich war sehr verliebt, fühlte mich sehr unglücklich in meiner Umgebung, er aber versprach mir Liebe, Glück, ein besseres Leben, die Ehe. Unwissend, wie ich war, glaubte ich seinen Worten, bestieg eines Abends den Zug und fuhr mit ihm nach Wien.

Dort nahm er in einem Hotel Wohnung, für uns beide ein Zimmer. Ich sagte sofort:

„Wie denken Sie sich das: wir sollen in einem Zimmer wohnen?" Ich war blaß vor Entsetzen, zitterte am ganzen Körper.

„Sie wollen das nicht, Liebste?" fragte er bereitwillig und bestellte zwei getrennte Zimmer. Arglos, ein dummes, kleines Mädchen, das von der ganzen Situation keine Ahnung hatte, beruhigte ich mich. Ich will mich nicht in weitere Details einlassen, der Mann — er lebt nicht mehr, und ich möchte über ihn nichts Schlechtes sagen — mißbrauchte im Verlaufe der Nacht mein Vertrauen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine moralische Geschichte

Von

Karl Lütge

Die Moral ist — kühn gesagt — wie ein zweischneidiges Schwert. Daß zeigen die moralischen Geschichten, die für artige Staatsbürger und sonstige Zeitgenossen andauernd in Truderschwärze gegossen werden, und die nur deshalb da sind, weil sich die Moralische immer von selbst versteht. — Ihr Erfolg ist sichtbar in Gerichtsverhandlungen und Schlemmereien. Doch auch sonst kann man auf vielerlei Art die Segnungen der Moralerzählungen, gewissermaßen an der Quelle, beobachten.

An dieser Quelle saß der sprichwörtlich gewordene Knabe und labte sich an dem herrlichen Trunk: Moralerzählungen. Sein Herz war weich, die Augen blau. Sein Gemüt unverdorben und rein. Und doch stöhnte er; denn in einer Erzählung, der er sich eben hingebend gewidmet hatte, ward ein Knabe geschildert, der noch besser war als er!

Das betrübte ihn, und so beschloß er eine ebenso anspruchende Heldentat zu begehen, wie der herrliche Knabe in der Erzählung. Dieser hatte bei seiner Vorstellung als Lehrlingsanwärter ganz von selbst dem Chef einen zum Fußboden entflatterten Brief aufgehoben, den andere (man denke!) achtlos liegengelassen hatten. Darob entzückt, stellte ihn der Chef vor allen anderen ein.

Auch der lesende Knabe suchte eine Anstellung, er war zwar erst Dreißig, und das Leben lag noch lockend vor ihm. Allein durch die moralische Erzählung nachtwoll durchgerüttelt, entschloß er sich zum denkbar ernstgemeinten Kampf um eine ersprießliche Arbeit. Zu diesem Zwecke begab er sich geradewegs zu einem Geschäft, das Kräfte wünschte. Diese Kraft fühlte der dreißigjährige Knabe in sich. — Wie man sieht, begann die moralische Erzählung schon zu wirken!

Wie er es erwartet hatte, fand der dreißigjährige Knabe in dem Kontor einen Brief auf dem Fußboden vor. Ein wenig zerknüllt . . . aber doch noch einen Brief! Er hob ihn mit demütvoller Miene auf und übergab ihn siegreicher und lobbeschend dem Chef. Allein der Undankbare wußte nicht, was sich gehörte und wurde bloß rot und wild. — Chefs können bekanntlich ausgezeichnet!

„Sie Schmäffler," fauchte er, „was scheert Sie dieser elende Wisch! Wenn Sie Lust haben, dann können Sie ja die Rechnung bezahlen! Ich habe ein ganze Warenladung!"

Lust hatte die Gegenseite; aber nur Lust zu einer lobenswerten, äußerst moralischen Handlung . . . Doch diese Lust war begreiflicherweise stark herabgemindert durch die Verständnislosigkeit des wilden Chefs. — So wurde, ohne auf den rauhen Ton einzugehen, die Tür von außen sacht zugedrückt . . . und Arbeit wird der dreißigjährige Knabe nun . . . stimmt nicht wieder suchen! Dazu hat ihn die rauhe Wirklichkeit zu sehr enttäuscht!

Daß die Moral — kühn gesagt — ein zweischneidiges Schwert darstellt, daran darf nach dieser Moralgeschichte wohl unmöglich länger gezweifelt werden!

Fünf Minuten

Wir haben wenig Zeit, und Zeit ist Geld — Stadtmenschen. Wir müssen haushälterisch umgehen mit den Tagesstunden. Aber ist Haushalten Gewinn?

In den Wagen der Straßenbahn hängt ein Plakat. Da sieht man ein paar eilige Menschen zwischen den Schienen des Fahrdammes herumkrebsen, und ringsum von den Gefahren des verwirrenden Verkehrs. Und darunter steht: „Sind die fünf Minuten das wert?" Das ist die kurze Formel für alle, die wir mit der Zeit geizen. Ist es die ganze Eile wert, das gute Buch fortzulegen, um ja noch den nächsten Zug zu erreichen? Lohnt es sich, fünf Minuten an gediegener Geselligkeit abzutrennen nur, weil man sonst ein wenig später zum Stammtisch käme als gewöhnlich? Zahlt es sich aus, mitten in der Arbeit zu fruchtbarer Stunde abzubrechen, um irgendeine Autobusgesellschaft auf den Einfall, ihren Fahrplan vorzulegen?

Es lohnt sich nicht. Wie oft ist es so gleichgültig, ob der Zug 1 Uhr 24 Minuten noch erreicht wird! Der um 1 Uhr 30 Minuten täte es ebenso gut; aber da sitzt in uns ein Geizteufel, sagt: Um Gotteswillen, rasch, schnell, das ist der Zug, mit ihm fährt du immer, den mußt du erwischen, oder — — Ja, was denn, oder? Was denn auf dem Spiel? Meistens steht nichts auf dem Spiel. Nichts, als der fixe Gedanke des Hasters. Jagens um jeden Preis, die Angst um die „verlorenen" fünf Minuten. Verloren — ja, aber für eine imaginäre Rechenmaschine, die uns nachher vorzählt, was wir erreichen könnten wenn . . . reicht wird nichts als Demolierung unserer Seelenruhe, unseres Nervengehäuses. Der einzige Gewinn um die „fünf Minuten" — der ist es in Wahrheit, der unsere Nervenstränge schwitzen, unseren Kopf glühen und unser Wesen huschelig-gehetzt macht. Klopfen alles? Lassen wir doch ruhig einmal „den" fortfahren! Lassen wir endlich den Schielenden auf die Armbanduhr, und richten wir das Auge, das uns gut tut: die Ruhe unserer Seele. Gewinne um die „kostbare Zeit". Es würde weniger Zwist, weniger Straßenunfälle und unfreiwillige Lebensgewohnheiten geben, wenn wir uns vom der Zeitgeistimperator in uns freimachen wollten. Opfern wir jeden Tag fünf Minuten — und Welt wird uns ein freundlicheres Gesicht machen.